

Micha Lewinsky
Freunde von früher

ROMAN

Diogenes

Gefördert durch die UBS Kulturstiftung
Covermotiv: Gemälde von Kevin Yaun, ›Crosswalk 11‹
Copyright © Kevin Yaun

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
60/26/852/1
ISBN 978 3 257 07410 9

Let's all meet up in the year 2000
Won't it be strange when we're all fully grown?

›*Disco 2000*‹ (1995)

Pulp

Den Ersten Mai habe ich ganz vergessen. Jetzt komm ich nicht weiter. Mit dem Fahrrad wären es nur wenige Minuten bis zum Kunsthaus, wo Kaja auf mich wartet. Aber der Weg ist versperrt. Polizisten in blauer Kampfmontur steigen aus einem Mannschaftswagen, reihen sich auf mit gepanzerten Rücken, die Blicke zur Straße vor uns. Als ob ich nicht da wäre.

Woher wissen die eigentlich, dass ich keine Bedrohung bin? Nur weil ich ein Hemd trage und keinen Hoodie? Weil ich ein Fahrrad dabei habe und einen Rucksack, in dem der Prosecco warm wird? Es könnte ja auch ein Molotowcocktail sein und meine Harmlosigkeit Tarnung. Wenn ich so eindeutig ungefährlich bin, wieso lassen sie mich nicht durch?

Junge Leute in Schwarz kommen vom Stauffacher her. *Kapitalismus überwinden*, lese ich auf ihrem Banner. Einer brüllt etwas, was ich nicht verstehe, einer wirft etwas, was ich nicht sehe. Dann rennen die Fotografen. Ein als dicker Clown verkleideter Provokateur macht Faxen. Die Demonstranten haben sich in die Sackgasse des Polizeikordons verlaufen. Hinter ihnen rollt ein Wasserwerfer heran. Arschlöcher mit kleinen Schwänzen, brüllt einer, nicht besonders kreativ, aber es scheint den Zweck zu erfüllen, denn

nun wird er von den Uniformierten auf den Boden gedrückt. Unnötig gewaltsam, denke ich. Denkt er wohl auch. Er jault, die Schulter, das tut bestimmt weh. Ich sehe nicht ein, wozu das alles. Viel ist heute nicht los. Kein brennendes Auto, keine größeren Sachschäden, nur ein paar eingeschlagene Fensterscheiben habe ich auf dem Weg gesehen. Und einen beschmierten Geldautomaten. *All Cops Are Bastards* vor der Zürcher Kantonalbank.

Hoffentlich wird Kaja nicht unruhig, wenn ich sie so lange warten lasse. Sie ist ein geduldiger Mensch, aber heute Morgen war sie kränklich. Irgendwie gereizt. Vielleicht weil ich keine Lust hatte, auch noch ihre Eltern zu besuchen. Zwei soziale Anlässe an einem Tag, das schaff ich einfach nicht. Mir graut jetzt schon vor diesem *Dunch* an der Zederstraße. Nicht Lunch, nicht Dinner, *Dunch*, hat Serdar gesagt, dann hat man mehr Zeit zum Reden, und es wird nicht zu spät, hat er gesagt, weil: Die Kinder müssen rechtzeitig ins Bett. Als ob das mein Problem wäre. Kein Mensch isst um 15 Uhr Spaghetti. Auch nicht mit selbst gemachtem Bärlauchpesto. Ich habe überhaupt keinen Appetit. Aber zugesagt ist zugesagt. Ich kann nicht mehr zurück.

Vorwärts allerdings auch nicht.

Ich ärgere mich über die Protestfolklore, über die Polizei und vor allem über mich selbst. Der Klassenkampf am Ersten Mai ist eine vorhersehbare Verkehrsbehinderung. Die Revolution findet jedes Jahr zur selben Zeit statt. Immer nachmittags, wenn der offizielle Umzug vorbei ist, Besammlung auf dem Pausenplatz des Kanzleischulhauses, dann Katz und Maus bis zum Abendessen, also bis alle erschöpft sind oder verhaftet. Die Polizisten können später Überstun-

den abrechnen, mit Feiertagszuschlag, sie können heimfahren zu ihren Familien und von den Idioten in der Stadt berichten, links-grüne Regierung, selber schuld, können sie sagen, und wenn das Wetter mitmacht, noch den Grill anwerfen in ihrem Garten in Kloten oder Hombrechtikon. Die Demonstranten können derweil ihre Blessuren besichtigen auf dem Festgelände beim Kasernenareal, wo eine Band spielt oder ein DJ oder irgendwas mit Trommeln und Tanz. Blaue Flecken vom Gummischrot, rote Augen vom Tränengas. Sie können sich Geschichten von der brutalen Gewalt der Bullen erzählen, einer ist verhaftet worden, vielleicht muss man später noch zum Polizeigefängnis rüber, solidarisch sein, aber erst Köfte vom Stand der PKK.

Ich gehe zu einem Polizisten, der hinter der Absperrung an seinem Funkgerät nestelt. Er trägt Tattoos und einen Bart, mindestens zehn Jahre jünger als ich ist er, ein bisschen verschwitzt, dabei ist es gar nicht so heiß heute. Vermutlich die schwere Uniform.

Entschuldigung, wie komm ich denn jetzt zum Kunsthaus?

Versuchen Sie es am besten über den Hauptbahnhof, rät er mir.

Er ist freundlich. Denkt er womöglich, ich stünde auf seiner Seite? Nur weil ich keine antifaschistischen Parolen brülle, heißt das noch lange nicht, dass ich den Einsatz der Polizei gutheiße. Ohne dieses Theater müsste ich nicht ausweichen, müsste Kaja nicht auf mich warten. Ich sollte sie anrufen. Aber mein Akku ist wieder mal leer. Ich sage dem Polizisten, dass mir das alles etwas übertrieben vorkommt. Dabei lasse ich offen, ob ich seinen Einsatz meine oder die

Demonstration selbst. Ich will mich mit niemandem anlegen, das ist nicht meine Art.

Als Steuerzahler, sage ich.

Er hebt die Schultern mit den Schulterpolstern, dann wendet er sich ab.

Neben dem Mannschaftswagen sehe ich eine Lücke. Ich schiebe das Fahrrad rasch durch die Öffnung. Zur anderen Straßenseite sind es nur wenige Meter, kein Problem, denke ich. Geht doch. Aber dann ist da ein Gitter, das hatte ich nicht bemerkt. Sie schieben es auf mich zu, während von hinten der Wasserwerfer heranrollt. Ich will zurück, aber die Lücke, durch die ich geschlüpft bin, hat sich geschlossen. Ein Jugendlicher zündet einen Böller, direkt neben mir. Hör doch auf, denke ich erschrocken, das ist doch Scheiße, meine Ohren.

Entschuldigung, rufe ich in Richtung der Absperrung, könnten Sie mich bitte durchlassen?

Keine Reaktion, von niemandem. Ich bin Zivilist, will ich sagen, aber Zivilist ist das falsche Wort, das richtige fällt mir jetzt nicht ein. Die Beamten mit ihren Helmen und Visieren schauen über mich weg. Vielleicht hören sie mich nicht im Lärm. Ich winke und wedle.

Hallo, Entschuldigung?

Ein Megafon fiepst. Bitte verhalten Sie sich ruhig, wir werden jetzt Ihre Personalien aufnehmen.

Siamo tutti antifascisti, antworten die Demonstranten.

Ich überlege, ob ich das auch rufen soll. Wenn ich schon mal hier bin. Aber ich will die Polizei nicht unnötig gegen mich aufbringen. Früher war es einfacher, da gehörte ich einfach dazu und wusste, was ich zu rufen hatte.

Passant, platzt es aus mir heraus. Das war's. Aber ich bin zu leise. Neben mir wird jetzt gebrüllt, Bullenschweine! Das Brüllen mochte ich noch nie besonders, deshalb geh ich auch nicht an Fußballspiele. Wenn die jetzt Pflastersteine werfen, das kann gefährlich werden, zum Glück habe ich einen Fahrradhelm auf. Das Gitter wird immer näher geschoben, und ich kann nicht zurückweichen.

Passt doch auf!

Jetzt bin ich mittendrin, die Kampfmonturen machen mir Angst, die Jugendlichen aber auch. Jemand steht mir auf den Fuß, ich muss sowieso schon zur Physio wegen dem Knie. Am Boden liegen Scherben, mein armes Fahrrad. Der dicke Clown zeigt seinen Hintern. Dann kommt das Tränengas. Ich halte die Hand vors Gesicht, aber das bringt natürlich nichts. Ich sehe schwarz, kann die Augen nicht öffnen. Wie unnötig das alles.

Früher waren wir jedes Jahr dabei. Nicht an den Ausschreitungen, sondern davor beim richtigen Umzug. Egal wie spät man ins Bett gekommen war, Party hin oder her, um halb elf oder spätestens um elf suchten wir uns gegenseitig im Gewühl.

Hast du Kim gesehen?

Ich glaub, die ist hinten beim Wagen vom Alternativen Lokalradio.

Schau mal, da ist Lexi! Er hat wieder ein selbst gemaltes Schild dabei. *Mehr Schlaf für alle!*

Unsere Forderungen waren selten konkret. Volksinitiativen und Petitionen unterschrieben wir im Vorbeigehen wie Manager, die durch den Flur ihres Unternehmens eilen,

Herr Direktor, bitte hier noch eine Unterschrift, danke, weiter. Einmal gegen die Umweltverschmutzung. Einmal gegen Waffenexporte. Und irgendwas Kompliziertes mit Prozenten, Umrechnungssätzen, Pensionskassen, Rentenalter. Egal, einfach eine Unterschrift, das kommt eh nie durch. Ein Zeichen setzen.

Wenn der Umzug losging, marschierten wir nicht vorne bei den Gewerkschaften, das war uns zu organisiert, auch nicht bei den Kurden oder den Tamil Tigers oder den Tibetern, nicht bei den Roten Falken, nicht beim Schwarzen Block, nicht bei den Maoisten, nein, wir marschierten einfach irgendwo dazwischen, das aber mit Überzeugung.

Wenn wir nicht demonstrierten, saßen wir am Küchentisch und redeten. Zumindest ist das heute meine Erinnerung. Abgebrannte Kerzen in Chiantiflaschen, volle Aschenbecher und *Buena Vista Social Club* in Dauerschleife. Das Kubanische gefiel uns und das Russische. Daniil Charms und Borschtsch und Wodka. Die Sowjetunion gab es nicht mehr, aber die Fronten waren noch da. Rechts der Kapitalismus, Wirtschaftswachstum, Schweizer Militärmuff. Links: besetzte Häuser, Konzerte, Nachtzug in den Osten. Wer mit zwanzig nicht Kommunist ist, hat kein Herz, sagte mein Lehrer im Gymnasium, und wer mit vierzig immer noch einer ist, hat kein Hirn. Das waren die Sätze. Das war die Stimmung. In irgendeinem Werbebüro knobelten die Kreativen schon am Slogan des nächsten Jahrzehnts: *Geiz ist geil*. Wir aber traten an, das Gegenteil zu beweisen. Wir glaubten an das Gute. Wir zitierten viel, und was wir nicht wussten, haben wir behauptet. Wir fanden uns überzeugend in unserer Überzeugung.

Heute treffen wir uns zum Dunch. Endlich mal wiedersehen. Ich hätte Prosecco mitgebracht, wenn er nicht zerbrochen wäre in meinem Rucksack, irgendjemand hat mich gestoßen, jetzt läuft mir Schaumwein hinten über die Hosen, das Fahrrad hat einen Platten, meine Augen tränen, und ich weigere mich, meinen Ausweis zu zeigen. Wieso soll ich? Das ist alles komplett unverhältnismäßig.

Wir brauchen Ihre Personalien, sagt eine Polizistin. Sie dürfen sonst gerne aufs Revier mitkommen. Sie deutet auf einen Wagen, in dem schon erste verhaftete Jugendliche schmollen. Auf dem Niveau mag ich nicht diskutieren, also zücke ich meinen Führerschein und halte ihn ihr vorwurfsvoll entgegen.

Als ich endlich beim Kunsthaus oben ankomme, ist Kaja natürlich längst weg. Eine satte Stunde bin ich zu spät. Mein Fahrrad liegt irgendwo beim Stauffacher, und meine Hose ist immer noch nass. Vor den goldenen Pforten des Chipperfield-Baus ist kein Tisch mehr frei. Die Kellner kommen kaum durch mit ihren Tablett voller Streuselkuchen und hausgemachtem Eistee.

Béla!

Eine fremde Frau winkt mir zu. Das passiert mir in letzter Zeit häufiger. Alte Leute, die behaupten, mich von früher zu kennen.

Milchbar, hilft sie mir auf die Sprünge. Aber ich kann mich nicht erinnern. Die Frau hat weiße Haare. In der *Milchbar* trafen sich Fünfundzwanzigjährige. Sie sieht nicht aus, als wäre sie je so jung gewesen. Ich sage, dass ich in Eile bin. Meine Freundin, die Demo, das Fahrrad.

Ein Mandant von mir hat sein linkes Auge verloren am Ersten Mai, sagt sie. Gummischrot.

Sie reicht mir die Karte ihrer Anwaltskanzlei. Es kann sein, dass wir im letzten Jahrtausend mal zusammen etwas konsumiert haben. MDMA auf dem Dach eines Parkhauses, vielleicht verwechsle ich sie aber auch.

Weißt du noch?

Sie erinnert sich an *Happy*, meinen ersten Dokumentarfilm, mit dem ich 1999 eine hoffnungsvolle Karriere als Regisseur startete. Für diese Frau bin ich noch immer der von damals. Den von heute mag ich ihr jetzt nicht vorstellen, ein Aushilfslehrer mit feuchten Hosen, das lohnt sich nicht.

Bis bald, sage ich.

Hat mich gefreut.

Jetzt muss ich Kaja finden. Früher konnte ich alle wichtigen Telefonnummern auswendig, heute kenne ich nur noch meine eigene. Die von Kaja habe ich zwar gespeichert, aber ohne Batterie nützt das nicht viel. Am besten, ich gehe direkt zum Dunch, dort kann ich das Telefon aufladen.

Beim Fußgängerstreifen sehe ich Kajas Fahrrad. Sie ist also noch hier! Vermutlich ist sie drinnen, sie mag Ausstellungen. Wie schön. Die Kultur bringt Menschen zusammen, selbst wenn der Akku leer ist.

Ich zahle sechszwanzig Franken Eintritt und mache mich auf die Suche nach meiner Freundin. Die Treppe hoch, von Raum zu Raum, vorbei an alten Bildern in alten Rahmen. Alles sieht sehr bedeutend aus. Aber Kunst, die sich nicht bewegt, hat mich schon immer unruhig gemacht. Man weiß bei all diesen Gemälden schon im Voraus, dass nichts mehr passieren wird, dass nichts mehr dazukommt. Ich

gehe an einem Monet vorbei, dann ist es aber doch Renoir. Der Künstler verblasst mit den Jahren, was bleibt, ist das Abbild seiner Zeit, der Stil, die Mode, die Technik. Als es die *Milchbar* noch gab, unterschieden wir *Jungle* und *Drum 'n' Bass*, *Detroit* oder *Acid*, wir wussten genau, was gut war und wo es lief und wer es hörte. Rückblickend klingt alles gleich, das wohlige Wummern der Neunziger.

Bei den Sitzflächen im Zwischengeschoss wartet eine Gruppe von Rentnern. Ihre Haare sind grau, die Hosen und Jacken und Röcke Ton in Ton, gedeckt, blass, beige, crème. Sie wissen gar nicht, wie gut sie aussehen zusammen. Ich muss kurz stehen bleiben. Was für ein Bild! Schade, hat mein Handy keine Batterie mehr, ich hätte das gerne festgehalten. Ohne Absprache haben sämtliche Senioren auf Farben verzichtet und auf Kontrast. Sie haben sich individuell aus dem Schrank genommen, was sie passend, altersgerecht oder vielleicht auch wirklich schön fanden für diesen Nachmittag im Museum, und erst jetzt, wo sie zusammenkommen, stellt sich raus, dass der Geschmack des Einzelnen eine Facette der Gruppe war. Als hätten sie schon gewusst, wie sie als Gemeinschaft wirken wollten. Alle zur Unkenntlichkeit angeglichen.

Ich gehe weiter zu den Ausstellungsräumen von Bührle. Kaja ist nicht hier, und die Sammlung selbst scheint auch verschwunden. Wo vor zwei Jahren noch Gemälde hingen, sind jetzt Video-Screens angebracht. Darf man Raubkunst schön finden?, fragt eine Frau in die Kamera. Oder soll man die Bilder wegschließen, bis die Provenienz geklärt ist? Kann man das Werk vom Künstler trennen? Und den Besitzer vom Werk?

Vielleicht wird es ja das sein, was von den Zweitausendzwanzigerjahren später einmal bleibt: Kontextualisierung und gut geglättete Kommunikation. Wenigstens bewegen sich die Bilder.

Bevor ich durch den langen Kellergang hinüber in den alten Gebäudeteil gehe, schaue ich noch rasch bei Pipilotti Rist rein. Ein dunkler Raum voller bunter Lämpchen. Schön ist das. Ein wenig wie Whirlpool, nur ohne Wasser. Musik plätschert, ich entspanne mich, schaue einen Moment den Farbwechseln zu. Rosa, pink, blau in Wellen. Das Auge bleibt unterhalten, dazu Musik, die ich mag. Vor vielen Jahren wäre dieser Raum eine Revolution gewesen. Heute ist es ein Zeitdokument.

Kaja sitzt neben dem Ausgang am Boden, ihr Kopf ist in den Nacken gesackt. Sie atmet tief. Noch bevor ich sie wecken kann, blinzelt sie zu mir hoch.

Wo warst du denn?

Ich bin in eine Demonstration geraten, erzähle ich. Entschuldigung. Mein Handy. Die Batterie.

Sie gähnt ausführlich, dann steht sie auf.

Du riechst nach Wein.

Nein, sage ich. Das ist Prosecco. Für den Dunch.